



Leseprobe

John Burnside

What light there is – Über die Schönheit des Moments

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 176

Erscheinungstermin: 10. August 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine betörende, sprachgewaltige Hymne auf die Kraft der Vergänglichkeit

»Das Altern ist der langsamste Prozess, den der Mensch kennt – und doch, wie plötzlich ist mein Leib alt geworden.« Früh Erlebtes und Gefühltes beschwörend, macht uns John Burnside die Magie der Vergänglichkeit begreifbar. Entlang persönlicher Lektüren, Erfahrungen mit Film, Musik und bildender Kunst, entwirft er, angefangen mit seiner Kindheit in einer sterbenden Bergarbeiterstadt, eine Geografie seiner Imagination. Oszillierend zwischen Helligkeit und Schwärze, voller Wissen um Abgründe, aber auch um eine lichte Gegenwärtigkeit.

Ars moriendi – das Sterben als Kunstform – wurde selten so aktuell, politisch und sinnlich interpretiert wie hier von einem der bedeutendsten Schriftsteller der europäischen Gegenwartsliteratur. Eine beglückende und bittersüße Verneigung vor dem Zauber des Moments im Augenblick seines Erlöschens. Ein sprachgewaltiges Fest.

»In diesem Licht wird Burnside's eigenes Werk neu lesbar: als Schreiben auf der Suche nach einem Himmel auf Erden ...« *Frankfurter Allgemeine Zeitung, Andreas Platthaus*



Autor

John Burnside

John Burnside, geboren 1955 in Schottland, ist einer der profiliertesten Autoren der europäischen Gegenwartsliteratur. Der Lyriker und Romancier wurde vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Corine-Belletristikpreis des ZEIT-Verlags, dem

JOHN BURNSIDE, geboren 1955 in Schottland, ist einer der profiliertesten Autoren der europäischen Gegenwartsliteratur. Der Lyriker und Romancier wurde vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Corine-Belletristikpreis des ZEIT-Verlags, dem Petrarca-Preis und dem Spycher-Literaturpreis. Zuletzt schrieb er mit *Lügen über meinen Vater* (2006), *Wie alle anderen* (2010) und *Über Liebe und Magie – I put a spell on you* (2014) mehrere Memoirs, die von Kritikern wie Lesern begeistert gefeiert wurden.

What light there is – Über die Schönheit des Moments in der Presse:

»Momente hat dieses Buch so viele, dass man's immer dabeihaben möchte. Bis der Umschlag abgeschabt ist vom vielen Lesen. Und ganz weiß.«

Die Welt

»Brillante Streifzüge: John Burnside glückte ein behutsames, subtiles Plädoyer, mehr noch, ein Aufruf, die oft verkümmerte Fähigkeit wieder zu aktivieren, all das zu fühlen, was unabhängig vom Sichtbaren, Spürbaren gefühlt werden kann.« *Kleine Zeitung*

»Schmerzliche Schönheit, darüber schreibt kaum jemand so unwiderstehlich wie dieser Mann.« *Kölnische Rundschau*

Außerdem von John Burnside lieferbar:

So etwas wie Glück
Über Liebe und Magie – I put a spell on you
Natur!
Ashland & Vine
Wie alle anderen
Haus der Stummen
In hellen Sommernächten
Lügen über meinen Vater
Glister
Die Spur des Teufels

John Burnside als Herausgeber:

Natur! 100 Gedichte

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2022

Copyright © 2020 der Originalausgabe by

Haymon Verlag, Innsbruck-Wien

Copyright © 2022 dieser Ausgabe by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung und -illustration: Sabine Kwauka

Buchinnengestaltung: Karin Berner

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10833-7

www.penguin-verlag.de

*Noch ein Ort
der sein letztes Licht
wie ein Netz auswirft
über nichts*

Mark Strand*

Erde

Ich wurde in einem Land flinker Ströme und flacher Flüsse geboren: kräftige Wasserbänder, süß und dunkel vom Moor gespeist; quirlige Bäche, die durch Birkenhaine und von Strahlgras und Heide gesäumte Felder plätschern; breite Läufe aus den Bergen, klar wie Fensterglas, die das mittige Tal queren, bis sie auf die Städte treffen, zu seicht und zu alt, um viel Leben zu beherbergen, ganz anders als die betulicheren, nachdenklicheren Ströme inmitten von Hügellandschaften und Wäldern, fruchtbare *aibhnichean*, die ihre Ladung Schlick und Kraut über fischäugige Kiesel und wassergeglättete Puddingsteine tragen, während sie sich behäbig aufs Meer zuwinden. Als Kind watete ich durch die Rinnsale und schwamm in den Tümpeln rund um unsere sterbende Bergarbeiterstadt, wusste aber, wo sich helles Fließgewässer zu plötzlicher Dunkelheit beschleunigte oder wo irrläufige Unterströmungen durch alte Schwimmlöcher pulsten und die Sorglosen mit sich in wuchtige Fluten rissen oder unter Wasser zogen, bis sie nach Luft japsend wieder auftauchten oder, schlimmer, auf immer in den dunkelsten Läufen von Materie und Zeit verschwanden. Mit

zehn Jahren kannte ich alle tiefen Stellen, die weiten Schwarzwasserflächen, die sich unvermutet dort auftaten, wo man am wenigsten mit ihnen rechnete, und denen kaum ein Taucher widerstehen konnte, obwohl es dort vor Schlingen und Fallen wimmelte, verstockt und aussätzig bis in ihre tiefsten Tiefen, voller Verhaue aus verklapptem Draht und obsolenten Maschinen, die unter der Oberfläche dräuten wie die rostigen Stufen geheimer Flusskatakomben. Folglich konnte es kaum überraschen, dass selbst an diesen Orten scheinbar friedlicher, unschuldig wirkender Gewässer Jahr für Jahr eine Handvoll Leichen aus der tückischen Strömung geborgen wurde, Hautsäcke voller Knochen und gelber Körpersäfte, die man auf Friedhöfen zwischen den Hügeln inmitten von Schafen und Krähen zur Ruhe bettete, weit fort von den Geistern, die in Flüssen hausen. Manche der Toten waren Kuhhirten, manche Jungen, für die ein nachmittägliches Abenteuer böse geendet hatte, einige darunter zweifellos auch Selbstmörder. Doch nur wenige dieser ertrunkenen Seelen wurden auf den Friedhöfen begraben, die entlang der Flüsse und Meeresarme liegen, denn diese Begräbnisstätten sind seit Jahrhunderten für jene reserviert, die keine andere Wahl hatten, als es Tag für Tag mit der Unbill der Strömung aufzunehmen, den Fischern, Fährleuten und Lotsen also, denen es das größte Glück bedeutete, in weiß bezogenen Betten und im Blick derer zu sterben, die für sie Engel waren oder die sie doch dafür hielten.

Über ihren fest verankerten Gräbern kippen – der langsamen Tide der Schwerkraft gehorchend – schwere, verwitterte Steinbrocken in wilde Schief-lagen; und jeder Stein zeigt einen gemeißelten Kopf, ureigen, weitäugig und entschieden unmenschlich; ich zweifle keinen Moment daran, dass diese Steinmetzarbeiten sowohl für jene, die sie anfertigten, wie auch für ihre christlichen Herren vorwiegend einen wahrhaftigen, von den Heiligen Schriften anerkannten Engel zeigen sollten. Soweit sich jene Handwerker aber noch der Erde verhaftet sahen, soll heißen, soweit sie sich noch als entschiedene Heiden verstanden, blieben diese Figuren namenlos, verweigerten sich jeglicher Beschreibung und waren immun gegen die Schmeicheleien der Gebete. Auch wenn sie nur monochrome, in Stein gemeißelte Reliefs sind, verkörpern sie für die ursprünglichen Bewohner dieser Landstriche doch etwas Wildes, Elementares; zugleich ungezügelt, aber auch im tiefen Brunnen der *nobilissima viriditas* verankert, im vornehmsten Grün, und nur so weit personifiziert, dass man sie sich vorzustellen vermochte, dabei versinnbildlichten sie in Wahrheit jene göttlichen Ereignisse – Verben, keine Substantive; Prozesse, keine Figuren –, die den grundlegendsten aller Wechsel bewirken, den vom Tod zum Leben und vom Leben zum Tod, *sicut erat in principio, et nunc, et semper, et in saecula saeculorum* (wie im Anfang, so auch jetzt und alle Zeit und in Ewigkeit).



Über diese heiligen Orte, ob in Fife oder Perthshire, spannt sich nichts als der weite Himmel, eine riesige Kuppel, auf der sich die sichtbaren Sterne zu Konstellationen ordnen, tierischen, menschlichen und mythischen; dabei sind dies keine fixen Konfigurationen, keine Gegebenheiten wie Ebbe und Flut, die Jahreszeiten oder der Chor zur Morgendämmerung; die Fantasie hat sie ins Leben gerufen, will sagen, sie wurden entdeckt – und während manche in jenem Sternbild, das wir heute Löwe nennen, eben einen Löwen ausmachten, sahen andere, die vor langer Zeit hier lebten, darin einen Hund und nannten die Anordnung folglich – *Cú* – gleich dem Hund, der in den alten Geschichten vom jungen Cúchulainn erschlagen wurde (wie auch der Löwe in den griechischen Mythen von Herakles erschlagen wird). Gewiss war dies einer der Anfänge der Kunstfertigkeit in unseren Landstrichen, die Klassifizierung der Tagengel und des nächtlichen Himmels, das Deuten der Flusswinde und das Hineinlesen von Schwanengeleibern und Bogenschützen in hohe Sternenwirbel, von Figuren, die es vorher nicht gegeben hatte und die nur auf ihre Entdeckung gewartet hatten. Von da war es bloß noch ein kleiner Schritt, überall Ordnung auszumachen, so dass wir angesichts welcher Mysterien auch immer, das, was uns fehlte, aus luftigem Nichts heraufbeschwören konnten. Zum Beispiel die heidnischen *Engel*: Sind das kreatürliche

Geister, die mit dem Wind heranwehen, um die Toten in jene Zeit zu begleiten, die da kommen wird? Oder sollen sie über etwas wachen, das man den Lebenden besser nicht vollends offenbart? Denn in aller Fairness: Wir dürfen uns vom Gemeißelten nicht täuschen lassen, zumindest nicht hinsichtlich dessen, was es besagen soll. Jene, die diese ernst blickenden, abweisenden Gesichter in den Stein schlugen, hätten ebenso vertraute, körperliche Begleiter ins Jenseits schaffen können (zu jung gestorbene Schwestern, verwandelt in freundliche Heilige; ein Lieblingsonkel, der für diesen einen Tag zurückkehrt, um sich jener Verblichenen anzunehmen, denen wir verziehen haben). Aus irgendwelchen Gründen aber entschieden sich meine heidnischen Vorfahren gewissenhaft und immer wieder für diese windgeformten Geister, fast, als hätten sie Prosperos Worte an Ariel im fünften Akt von *Der Sturm* vorhergeahnt:

Auch meines soll's.

Hast du, der Luft nur ist, Gefühl und Regung
Von ihrer Not? und sollte nicht ich selbst,
Ein Wesen ihrer Art, gleich scharf empfindend,
Leidend wie sie, mich milder rühren lassen?¹

Natürlich ist es angebracht, uns unsere Stellvertreter nicht allzu liebenswert zu denken, denn die Zeit, die da kommen mag, wird, was immer sonst, keine Zeit des Trostes und der Ruhe sein, sondern eine schwierige Zeremonie des Übergangs. Ebenso wahr

ist, dass die christlichen Herren, die den Ureinwohnern ihr Land stahlen, alsbald Systeme der Rechtsprechung und brutaler Vergeltung schufen, die dem heidnischen Denken zuwider gewesen sein müssen, Systeme, die man, kaum war die Orthodoxie mit dem Gift des Presbyterianismus injiziert – was für diesen Teil des Landes allgemein zutraf –, rücksichtslos auf dem Fels von Vorherbestimmung und Hierarchie errichtete. Es hatte den Anschein, als hätte dieser neue, monotheistische Gott, oberster Würfelspieler, der er war, von Anfang an entschieden, wer gerettet und wer der ewigen Hölle überantwortet werden sollte – nichts ließ sich daran ändern. Göttliche Vorherbestimmung. Was für ein elendes Konzept für dieses Land, in dem die alten heidnischen Geister gerechter vom barmherzigeren System der Unvermeidlichkeit regiert worden waren. Heute, hoffnungslos vernebelt vom Gewäsch der unheiligen Schrift, vermögen wir zwischen beiden kaum mehr zu unterscheiden – und doch liegen sie so weit auseinander, wie es weiter kaum ginge. Einst, da wir alle unserer wahren Natur folgten, stand es uns frei, das zu werden, was unweigerlich aus uns wurde; nachdem jedoch die christlichen Herren über uns gekommen waren, sahen wir uns verdammt, das zu werden, was wir immer, schon vor unserer Geburt, gewesen sind.



Ich habe an verschiedenen Orten gelebt, wollte nie mehr als nur einige zarte Wurzeln schlagen, und an den meisten Orten habe ich mich durchaus wohl gefühlt – kam vielmehr solcherart mit meinen Nachbarn aus, dass sie mir nicht über die Maßen *présent* schienen, während ich es mich angelegen sein ließ, jenes einstige wie künftige Land zu bewohnen, das ich mit ihnen teilen musste. Ich weiß, wenn ich dies so formuliere, riskiere ich, wie ein Misanthrop zu klingen (was ich, im üblichen Wortsinne, glaube ich, nicht bin), doch wird mir jeder honorige Beobachter gewiss darin beipflichten, dass einzelne Exemplare der Spezies Mensch zu wahrhaft wundersamen Dingen fähig sind, sie als Ganzes aber beileibe keinen segensvollen Einfluss auf die Umwelt ausübt, sei es in kleineren wie in größeren Zusammenhängen. Ein Beispiel: An einem meiner Wohnorte (einem kleinen Fischerdorf am Firth of Forth) pflegten meine Nachbarn, die roten Ziegelmauern ihrer Räucherkammern und Ställe mit einer dicken Schicht schwarzem Teer zu übertünchen. Anfangs glaubte ich, sie wollten auf diese Weise den Stein vor den harschen Salzwinden schützen, die vom Meer heranwehten; erst viel später erfuhr ich, dass sie das warme, sinnliche Rot der Ziegel verdecken wollten, ein derart wohltuendes, lebensbejahendes Rot, dass einige Gemeindemitglieder in früherer Zeit es für unziemlich hielten – damals, in jener guten alten

